

Nr. 39. Bydgoszcz / Bromberg, 18. Februar 1938



(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Obzwar Helbing weiß, wie sehr Bernd auf seine Rückkehr wartet, macht er doch noch einen kleinen Umweg, um Abstand zu gewinnen zu dieser letzten Szene mit der Olgers, um vor allem über den grausamen Zynismus hinwegzukommen, der in ihrer Auslegung von Blandines Tod gipfelte.

Es gelingt ihm schließlich, sich zu fassen.

Er findet den Freund auch ziemlich ruhig. Lord sitzt neben ihm und reibt zärtlich den Kopf an seiner Schulter.

Helbing sagt, was zu sagen nötig ist und schließt mit den Worten:

„. . . sie fahren heute noch fort."

Bernd atmet auf.

„Ich werde auch verreisen . . . und wenn es nur für einige Tage ist, aber ich muß fort. Heraus aus allem hier."

„Wohin?"

„Ganz gleich. Nur in eine andere Umgebung. Die lindernde Zeit hat überall mehr Macht als hier."

„Richtig . . . und ein bißchen gute, frische Luft dazu würde dir auch nicht schaden."

Bernd langt nach der Zeitung. Schlägt deren „Reiseteil" auf, der jetzt zur Sommerzeit besonders viele Inserate bringt. Sein Auge bleibt auf den besonders großen Lettern haften, mit denen in Wiesbaden das Hotel „Nassauer Hof" um besondere Aufmerksamkeit wirbt. Er zeigt darauf und sagt:

„Meinethalben dahin."

„Möchtest du, daß ich dich begleite, Bernd?"

„Nein, danke, mein guter Franz. Ich muß allein sein."

Lord, dem Bernd mit der heftigen Bewegung, womit er seine Worte gleichsam unterstrichen hat, unabsichtlich einen Stoß versetzte, knurrte beleidigt.

Da lächelt Bernd.

„Ich werde den Hund mitnehmen . . . und dann natürlich auch die Akten. Gödicke kann mir überdies täglich noch welche nachschicken, wenn es sein muß. Denn arbeiten — das will und muß ich gewiß."

„Möglicherweise ist das im Augenblick wirklich das beste für dich, Bernd."

„Ich hoffe es und — vielleicht bitte ich dich, später nachzukommen."

„Nun, das mag sich alles ruhig entwickeln. Vor allem mußt du jetzt ruhen . . . schlafen."

„Ja, ich bin müde . . . so müde, als wäre ich eine weite, [illegible]e Strecke gegangen . . ."

*

Wiesbaden, die in den waldreichen Taunus gebettete anmutsvolle Pforte des frohsinnigen Rheingaues, hat im August eine verhältnismäßig ruhige Zeit. Die Tennis-, Automobil-, Reit und Fahrturniere, die den glanzvollen gesellschaftlichen Höhepunkt des Badelebens dieses Weltkurorts bilden, sind dann schon vorbei, und nur mehr jene Besucher befinden sich nun in der Mehrzahl, die hier hauptsächlich Erholung und Entspannung suchen, und damit dem Leben in den Straßen, Kolonaden, Parkanlagen und Waldungen, in den Hotels, Villen, Pensionen und Bädern ihr besonderes Gepräge verleihen.

Das ist die Atmosphäre, die Bernd wohltuend umfängt. Er hätte wohl keine bessere Entscheidung, keine günstigere Wahl treffen können, um mit seinem zerkniffenen Gemüt gerade jetzt hierherzukommen.

Lord, seines Herrn ausschließliche Gesellschaft und Begleitung auf den Streifen durch Wald und Wiesen, ist nicht der einzige vierbeinige Gast im „Nassauer Hof". Aber er zeigt deutlich seine Uninteressiertheit an seinesgleichen.

Die Schmeicheleien der Menschen lassen Lord ebenfalls kalt. Er schenkt ihnen kaum Beachtung. Bald heißt es von ihm, daß seine Ablehnung ausgesprochen „anmaßend" sei, im Gegensatz zur Zurückhaltung seines Herrn, die man als nicht unliebenswürdige, harmlose Eigenheit gelten läßt.

Heute aber haben die wenigen Gäste, die um diese Vormittagstunde in der Hotelhalle ihre Zeitung lesen, Gelegenheit, zu beobachten, wie Lord seine ganze hochmütige Würde verliert.

Gravitätisch lagert er auf dem Treppenabsatz vor dem Fahrstuhl in Erwartung seines Herrn . . .

Plötzlich wendet er in jäh erwachter Aufmerksamkeit den Kopf in die Richtung zum Schreibzimmer, zu dem ein schmaler Gang rechts hinter dem Lift führt. Der Empfangschef hat es soeben verlassen und die Tür hinter sich nicht ganz geschlossen. Dieser Spalt hat es Lord angetan. Er schnellt hoch, beginnt erregt mit bebenden Nüstern zu wittern, stürmt schweifwedelnd ins Schreibzimmer und auf die Stenotypistin zu, die gerade einen Stoß Briefumschläge vom Regal nehmen will.

In dem heftigen Anprall, mit dem der Hund die zarte Mädchengestalt fast umwirft, fliegen die Umschläge zu Boden. Aber das Mädchen scheint sich wenig daraus zu machen. Liebkosend streichelt sie das Tier, das sich an ihr reibt und ihre Arme leckt, die weiß und graziös aus den kurzen Ärmeln des einfachen hellrosa Waschkleides leuchten.

Sie murmelt etwas an sich Unverständliches, aber der Hund deutet es wohl richtig als Zärtlichkeit, die er um so stürmischer erwidert . . . Schließlich hockt das Mädchen auf dem Erdboden inmitten der umherliegenden Briefumschläge, den mächtigen Kopf des Tieres im Schoß, sieht in seine treuen glänzenden Augen und neigt ihre, von goldblonden Haarwellen umrahmte Stirn gegen ihn.

„Lord!" erklingt rufend Bernds Stimme.

„Hund und Mädchen horchen auf.

„Geh schön!" drängt sie flüsternd.

Aber der Hund zaudert.

„Geh!" befiehlt sie noch einmal.

Lord steht auf, aber der Abschied wird ihm sichtlich schwer. Er versucht durch sanftes Ziehen an ihrem Kleid,

mit einem bittenden Blick sie zum Mitkommen zu bewegen.

Allein sie schüttelt lächelnd den Kopf.

„Lord, wo bist du?" hört man Bernd rufen.

„Geh," sagt das Mädchen zum drittenmal, „sei brav!" Gehorsam trabt der Hund davon.

„Komm," sagt Bernd und faßt ihn am Halsband.

Längst hat er nicht nur die Hotelhalle verlassen; auch die lange Taunusstraße liegt schon hinter ihm, und er biegt bereits in das Nerotal ein, indes die Hotelstenotypistin des „Nassauer Hof", sonst die Emsigkeit in Person, noch immer tatenlos im Schreibzimmer hockt. Versonnenheit in den sprechenden Braunaugen, die allmählich tiefer Sehnsucht weicht.

Bis ihre Kollegin Erika Lenz geräuschvoll eintritt. Sie nennt sich spaßhaft „Herbst", denn sie ist schon 40 Jahre alt; aber obgleich noch immer unverlobt sowie ohne die mindeste Aussicht, es noch einmal dazu zu bringen, dennoch nicht altjüngferlich verbittert, sondern stets guten Humors. Sie nimmt sogar den andern den Witz an ihrer eigenen Person vorweg, indem sie sich selbst den Spottnamen gegeben hat. Sie ist groß, knochig, ein bißchen derb, mit einem zwar nicht schönen, aber intelligenten und guten Gesicht. Die Grazien haben freilich nicht Pate gestanden bei ihr. Dafür ist sie äußerst tüchtig und befindet sich seit zehn Jahren in der guten Stellung der ersten Stenotypistin im Betrieb des „Nassauer Hof". Kollegial ist sie auch. Das hat sie immer bewiesen, bei jedem Wechsel, der sich an ihrer Seite in diesem Schreibzimmer vollzogen hat. Zuletzt auch bei der hübschen, leichtsinnigen schwarzen Fanny Barbe, deren Arbeit sie stillschweigend mit übernommen hat, wann immer diese blau machte, obgleich sie keineswegs mit deren Tun und Treiben stets einverstanden gewesen war. Dann, als die Barbe krank wurde, hatte sie diese auch so lange vertreten, bis man die Aushilfe einstellte, die Susanne Steinhoff, die ebenso schön wie fleißig, ruhig, bescheiden und freundlich ist und sich Erikas Herz im Sturm erobert hat. Und zwar, ohne daß sie es eigentlich darauf abgesehen hätte. Vielleicht gerade auch deshalb.

Daß Susanne Steinhoff bei aller freundlichen und freundschaftlichen Kameradschaft, bei aller gefälligen Liebenswürdigkeit verschlossen ist, trägt Erika ihr nicht nach. Weibliches Ahnungsvermögen, das auch unter ihrer derben Schale fein ausgeprägt ist, sagt ihr, daß die blonde, in ihrem Ernst fast schwermütige Kollegin wohl nicht leicht am Leben zu tragen habe.

„Ich sage Ihnen, Susannchen, das Diktat bei dem alten nervösen Italiener auf 65 hat es in sich. So ein Zappelphilipp. Zu dem gehört schon meine Bombenruhe."

„Gott erhalte sie Ihnen," lächelt Suse.

„Und auch meinen Appetit." Erika wickelt ein dickes Schinkenbrot aus und holt sich ein Glas Milch aus dem Wandschrank.

„Sie müßten auch mehr futtern, Susannchen. Schlanke Linie ist gewiß schön, aber sie sind zu zart. Manchmal habe ich Angst, ein kräftiger Windstoß könnte Sie umpusten.

„Dabei halte ich so viel aus, liebe Erika."

„Schon. Eine so zähe Arbeiterin wie Sie hat noch niemals hier neben mir gesessen. Aber Sie dürfen das auch nicht übertreiben, und ich bestehe kraft meiner Autorität als die Rangältere darauf, daß Sie Ihren nächsten freien Tag auch wirklich ausnützen. Sie brauchen die wenige wohlverdiente Erholung nicht immer der Verwaltung des „Nassauer Hof" zu schenken. Und Wiesbaden ist so schön. Da ist . . ."

„Ich weiß: der Kurpark, Neroberg mit Opelbad, Dietenmühle, Bieberich," zählt Susanne lachend auf, und erst die weitere Umgebung, eventuell mit Autobus wie z. B. Schlangenbad, Rheingau, Eltville, Kloster Eberbach für 3 Mark 50, oder Eppenstein, Königstein, großer Feldberg für fünf Mark, dann Bad Schwalbach, Wisper, Lorch, Aßmannshausen oder Niederwald und Nationaldenkmal für 5 Mark 50 Pf. Mit Salondampfer ebenfalls schon für 5 und eine halbe Mark bis zur Loreley . . . Ich kenne das alles haargenau, aus den Prospekten, Katalogen und Rundschreiben, die ich hier bearbeite."

„Na, und interessiert Sie's denn gar nicht, das alles mal auch wirklich zu sehen?"

„O doch . . ."

„Na, eben. Sind doch auch zum erstenmal in Ihrem Leben in dieser herrlichen Rheingegend, in diesem gesegneten Erdenwinkel, nicht wahr?"

„Ja . . . und eigentlich durch einen Zufall . . ."

„Na, sehen Sie. Unsereins, der sich doch redlich um das bißchen Geld zum notwendigsten Leben plagen muß, sollte doch solche Gelegenheit wahrnehmen, das zu schauen und zu genießen, was die Begüterten dieser Erde zu weiten, umständlichen und kostspieligen Reisen veranlaßt."

„Ja, Erika, Sie haben recht, und morgen werde ich auf Entdeckungen in den Wald gehen."

„Schön, daß Sie Vernunft annehmen."

„Ja . . . wer weiß, wie lange ich noch hier bleibe."

„Hm . . . man hat Sie allerdings nur zur Aushilfe eingestellt, aber man ist doch sehr zufrieden mit Ihnen. Vielleicht behält man Sie."

„Vielleicht . . ."

„Die Barbe wird wohl nicht wiederkommen. Ihr Husten — ich habe sie vor einigen Tagen in Frankfurt besucht — also der Husten klingt abscheulich. Ich glaube wohl, daß ihr Antrag bei der Krankenkasse durchgehen wird und sie für längere Zeit in ein Erholungsheim kommt."

„Ob man aber gerade mich dann fix aufnehmen wird, Sie wissen doch, Erika, ich habe keine Papiere; bin deshalb in der Leihbibliothek in Frankfurt ebenfalls nur aushilfsweise eingestellt worden, und es war ein seltener Glücksfall, daß ich gerade bei Ablauf meiner dortigen Dienstzeit von der derzeit freien Stelle im „Nassauer Hof" hörte . . . aber was nun weiter wird . . ." Suse zuckt resigniert die Achseln.

„Ihre Leistungen überzeugen viel besser als alle möglichen Zeugnisse. Aber trotzdem, Ihre Papiere sollten Sie doch wohl in Ordnung haben, Susannchen."

„Ja, ja, ich weiß. Urkunden und Dokumente, das sind gewissermaßen die Signale auf dem Schienenweg des bürgerlichen Lebens. Fehlt so eine Urkunde, oder aber ist so ein Dokument einmal nicht in Ordnung, kann es den Zug auf Halt bringen; kann die Weiterfahrt verzögern. Ich werde wohl zu jenen Menschen gehören, die ihr Ziel nicht erreichen, weil die Signale stets auf Halt stehen . . ."

„Hören Sie mal, Susanne Steinhoff, ich kenne Sie und lege meine beiden Hände für Sie ins Feuer. Von mir aus brauchen Sie die Papiere, die Ihnen mitsamt Ihrem Gepäck verloren gingen, nicht weiterzusuchen, ebensowenig für die Herbeischaffung beglaubigter Kopien zu sorgen. Aber in Ihrem eigenen Interesse, im Hinblick auf Ihr Fortkommen sollten Sie es tun. Auch wenn vielleicht irgendwelche Unannehmlichkeiten für Sie damit verknüpft sein sollten. Das wäre das geringere Übel. Bitte, nehmen Sie mir's nicht krumm, daß ich so zu Ihnen spreche, wie mir der Schnabel gewachsen ist."

„Ach, Erika, ich weiß doch, wie gut Sie es mit mir meinen."

„Das ist gescheit von Ihnen, und so erlauben Sie mir vielleicht auch ein paar freundschaftliche Fragen, ja?"

„Gern . . ."

„Ihr Gepäck ist Ihnen also im Zug abhanden gekommen . . .?"

„Nein . . . am Bahnsteig . . ."

„Wie kam das?"

„Ich wollte doch ursprünglich nach Paris, saß schon im direkten Zug von Berlin . . ."

„Einen Augenblick muß ich Sie noch unterbrechen; mit der Frage nämlich, ob Sie vorher Ihre Existenz in Berlin endgültig aufgegeben hatten."

„Ja . . . ich glaube, ich habe Ihnen das schon einmal erzählt. Ich wollte mich im Ausland umtun; dachte als deutsche Korrespondentin mit meinen ausgezeichneten Kenntnissen der französischen Sprache in Paris bald einen guten Posten zu erhalten. Für die Einlaufzeit und zum Einleben hatte ich meine Ersparnisse. Wissen Sie, es war so, daß ich mir selbst einen ganz neuen Lebensabschnitt schaffen wollte."

„Durchaus verständlich, Susannchen. Es muß nicht immer Unrast sein oder die Sehnsucht nach Neuem, die einen forttreibt. Es kann wohl allerhand schwerwiegende Gründe dafür geben."

„Bei mir haben sich diese Gründe jedoch schließlich nicht als zwingend genug erwiesen. Je weiter mich mein Zug nach Westen trug, um so unmöglicher erschien es mir, die Heimat zu verlassen. Das wir dann zu guter Letzt so stark in mir, daß ich in Köln ausstieg. Viel zu unruhig und aufgewühlt, um aber nun einfach dortzubleiben, studierte ich den Fahrplan. Darnach ging alsbald ein Zug nach Frank-

furt ab. Ich nahm es als Wink und bin so in die alte Reichsstadt gekommen . . . und dann hierher . . ."

„Hm . . . und das Gepäck ist also bei dieser Gelegenheit am Kölner Bahnsteig geblieben."

„Ja . . . ich konnte es nicht wiederbekommen. Schließlich habe ich mich aber über diesen Verlust getröstet, da ich doch die Hauptsache bei mir hatte: Geld und . . . meinen Paß."

„Aber die Papiere . . . da wären wir also nun wieder bei diesen angelangt . . ."

„Sie sind eben weg. Schluß."

„Sie waren doch in Berlin zuletzt bei dieser Baugesellschaft angestellt . . . wie hieß sie gleich . . ."

„Verbag."

Ja, richtig. Und vorher?"

„In einer Rechtsanwaltskanzlei."

„Könnten Sie nicht wenigstens an diese beid[illegible] [illegible]tten um Duplikate Ihrer sicherlich ausgezeichneten [illegible]nisse schreiben?"

„Nein!" entgegnet Suse heftig.

„Warum?" fragt Erika um so ruhiger.

„Ich will und kann nie mehr und in keiner Form irgend etwas mit meinem früheren Leben zu tun haben, oder daran anknüpfen," entgegnet Suse so leidenschaftlich, daß Erika nicht weiter in sie dringt.

Sie fühlt: hier liegt das schmerzlich-schwere Geheimnis Susanne Steinhoffs, das diese nicht preisgibt und darunter sie leidet.

Plötzlich spürt sie die Arme der andern um ihren Hals. Niemals noch hat die herbe Suse sich zu solcher Zärtlichkeit hinreißen lassen. Und nun flüstert sie eindringlich:

„Bitte, bitte, behalten Sie mich ein wenig lieb . . . und glauben Sie weiter an mich . . . Denken Sie auch nicht, daß etwa Mangel an Vertrauen mir die Lippen verschließt über die Dinge meines früheren Lebens."

„Quälen Sie sich nicht, liebe kleine Suse. Und wenn Sie Wert auf meine Freundschaft legen, die ist Ihnen gewiß."

„Danke, Erika. Ja, ich lege den allergrößten Wert darauf. Gerade weil ich sonst alles streichen muß, was je an Frohem oder Gutem in meinem Leben gewesen ist."

„Müssen Sie das wirklich so unbedingt, Suse?"

„Ja," haucht die andere, „genau so, wie ich selbst für alle Menschen meines einstigen Lebens tot sein muß . . . gestorben . . ."

Deutlich fühlt Erika, daß diese seltsamen Worte keine in Pathos gekleidete Verstiegenheit ist, sondern der echte Aufschrei bitterster Herzensnot. Und sie schwört sich zu, diesem schönen, liebenswerten Geschöpf, dessen Jugend solch schweren Kummer birgt, getreulich zur Seite zu stehen, wann immer es ihrer bedürfen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Der magische Stein.

Skizze von **Olly Boeheim.**

„Ich glaube an die Magie der toten Dinge", sagte der alte russische General und ließ den großen Smaragd im Licht funkeln. „Sie haben doch gewiß schon etwas von dem blauen Diamanten gehört, der Jahrhunderte hindurch seinen Besitzern Unheil und Tod brachte? Die Geschichte dieses Smaragdes ist nicht weniger wunderbar."

„Erzählen Sie, bitte", riefen die umsitzenden Gäste und drängten sich neugierig näher um den alten Herrn. Nur wenige blieben neben der Tochter des Hauses im Nebenzimmer.

„Dieser Smaragd", sagte der General und sah mit seinen durchdringenden Vogelaugen auf die Gäste, „ist ein uraltes Familienerbstück. Im Gegensatz zu seinem Bruder, dem blauen Diamanten, der Unheil über seinen Besitzer brachte, zog dieser Stein das Glück an — und das Unheil begann erst in dem Augenblick, da man ihn verkaufte oder verlor. Dies war sein Zauber, durch Generationen hindurch erprobt. Sie können sich vorstellen", wandte er sich an eine junge Tänzerin, die mit großen Augen zuhörte, „daß ich mit allen Sinnen darauf bedacht war, diesen Stein über die Grenze zu schmuggeln. Meine Frau kam auf eine glänzende Idee. Sie wissen vielleicht, daß es in den russischen Zügen Sitte ist, einen Teekessel mit sich zu führen und auf den Stationen kochendes Wasser für den Tee zu holen. Also wir zementierten den Smaragd in die Hülle des Teekessels ein. An der Grenze, wo die Kontrolle stattfand, setzten wir den Kocher mit heißem Wasser auf den Spirituskocher — alles schien glatt zu gehen, bis plötzlich der Befehl kam, alle Teekessel im Zug zu beschlagnahmen." — „Hatte man Verdacht geschöpft?" fragte ein Herr mit grauen Schläfen, der einen großen Juwelierladen besaß.

„Keineswegs", antwortete der alte Offizier. „Man brauchte Teekessel — weiter nichts. Sie können sich unser Entsetzen nicht vorstellen. Meine Frau wurde krank. Sie hat sich nie wieder erholt."

„Wie interessant", sagte die junge Tänzerin und streifte nachdenklich die Asche von ihrer Zigarette.

„Oh, es kommt noch viel interessanter. Der Tod meiner Frau bestätigte mir das Unheil, das durch den Verlust des Steines über uns hereingebrochen war. Ich hatte keine Kraft, kein Vertrauen, mein Leben in der Fremde neu aufzubauen. Ich wußte von vornherein, daß alles vergeblich sein würde — ohne den Stein. Ihn galt es wieder zu erlangen, um das Glück beim Schopf zu fassen.

Ich begann, den Stein zu suchen. Meine Tochter Nataścha verzweifelte, wenn sie sah, wieviel Zeit, Geld und Energie ich an ein Ziel verschwendete, das unerreichbar schien. Aber irgend etwas trieb mich, etwas Unbewußtes, Unerbittliches."

Der alte Herr sah mit seinen kühlen Augen geradeaus, als sei er allein. Dann fuhr er fort. „Um es kurz zu machen. Ich liebe es, Antiquitätenläden zu betrachten. Zufällig bleibe ich vor einem solchen Geschäft stehen — und sehe meinen Teekessel im Schaufenster. Nein, es war kein besonderer Teekessel, aber er hatte eine Beule links neben der Tülle. Ich ging in den Laden und forderte — heiß vor Erregung — den Kessel. Er kostete ein paar Groschen, denn er taugte nicht viel. Er sei verstopft, meinte der Händler, irgend etwas müsse in der Tülle stecken, das Wasser flösse nur dünn und staue sich. Ich kaufte den Kessel. Meine Beine waren vor Erregung so schwach, daß ich kaum die Treppen zu meiner Wohnung hinaufsteigen konnte. Meine zitternden Finger untersuchten die Tülle — und fanden den Smaragd."

„Unfaßlich", sagte die junge Tänzerin, blaß vor Erregung.

„Ja, ich hatte ihn wieder! Ein Wunder war geschehen — denn Zufall konnte man das nicht mehr nennen. Jetzt packte mich ein neuer, fast wilder Glaube an die Zukunft. Ich nützte meine Verbindungen aus, das Glück mußte mir hold sein, und es kam tatsächlich zu mir. Heute befinde ich mich — wie Sie wissen — in einer sicheren Stellung."

Der Juwelier ließ sich den Stein geben und trat mit ihm ans Licht. Plötzlich stand Natascha neben ihm, ihr Gesicht war blaß.

„Ich weiß", antwortete das Mädchen hastig. „Mein Vater hatte alle Lebenslust, alle Kraft verloren. Er glaubte, ohne den Stein zugrunde zu gehen. Da nahm ich meine Zuflucht zu einem kleinen Betrug. Ich schmuggelte einen synthetischen Smaragd in einen alten Teekessel, den ich seitlich einbeulen ließ, weihte den Antiquitätenhändler der Nachbarschaft ein, weil ich wußte, daß mein Vater fast täglich an diesem Laden vorüberging und bat ihn, den Kessel in sein Schaufenster zu stellen. Das übrige wissen Sie ja. Nicht der Smaragd — sondern der Glaube an ihn bewirkte die Wunder, die man dem Stein zuschrieb."

Der Juwelier sah überrascht in das schöne Gesicht des Mädchens.

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein", sagte er warm. „Ich bin überzeugt davon, daß dies das Geheimnis der meisten Talismane ist. Wenn man an das Gute glaubt, zieht man es an — wie der Magnet den Stahl."

Der alte Herr hatte sich erhoben und trat zu der kleinen Gruppe. „Ein ganz seltenes Stück", sagte der Juwelier und händigte dem Alten den Ring aus, der ihn andächtig und glücklich an seinen Finger streifte.

Tiere sahen ihn an.

Humoreske von Karl Harzer.

Ein großer Tierfreund war der Jungbauer Franzl nicht, obwohl er in Freiersstiefeln stolperte und auf seinem musterhaften Hof außer den raubstimmigen Knechten und Mägden einen reinrassigen Schäferhund, zwei kugelrunde Katzen, zahlreiche Hühner, zwei Hähne, vier Pferde und fünf Kühe betreute. Er behandelte seine Tiere gerecht, aber ohne sonderliche Liebe. Einmal nur hatte er den alten Gockel gegen den leidenschaftlichen und eifersüchtigen jüngeren derart verteidigt, daß er dem einen Stallbesen nachwarf.

Inmitten des ungepflasterten Hofes stand eine Grube, die mit dem flüssigen Gold der Landwirtschaft bis zum Rand angefüllt war. Das Ahndl hatte ihn einst gebeten, die Grube nicht in Stein einzufassen, denn dies würde dem duftenden Inhalt die Kraft nehmen. Als Franzl aber selbst eines Tages drinstak und die weichbröckelnden Ränder ein Hinausklimmen unmöglich machten, schalt er auf sämtliche Überlieferung und wünschte, er hätte doch die Kraft herausgenommen. Knechte und Mägde waren auf den Feldern, im Hofe nur der angeschirrte Hengst, der alte Gockel, die Katzen und der Hund.

Franzl rief nach dem Hund, aber der war in ein zentnerschweres Gespräch mit dem Nachbardackel vertieft und hörte nichts. Die Katzen waren gegen Lockrufe erblich belastet, sofern man nicht eine Schale Milch in Händen hatte. Der Bauer aber hatte etwas anderes in Händen — und wie hätte ihm eine Katze schon helfen können?

Dieweil sank der Hereingefallene immer tiefer. Er dachte erstmalig darüber nach, wer eigentlich seine anhängliche Umgebung „Gold" getauft hatte. Der Mann wußte bestimmt nicht, daß man das Gold auch mal überkriegen könne. Bald würde einem alles Gold der Welt nichts nützen — hoffentlich bekam man dann vom Dorfpfarrer wenigstens noch den letzten Segen.

In diese selbstmörderischen Gedanken vertieft, ruderte der Jungbauer langsam und kraftsparend und starrte dabei auf den beleibten Vater von tausend sauber gelegten Hühnereiern, der wohlwollend vom Rand der Grube auf das Treiben des Mannes herabsah. Weiß der Himmel, mochte dem klugen Tier etwas eingefallen sein, es verschwand plötzlich und kam nach einer Weile heftig schimpfend wieder. Hinter ihm schlich tief erbost der Kater einher, nachdem er einige ungewohnte Schnabelhiebe empfangen hatte. Als der Kater sprang, flog das Federvieh hoch, und der Jungbauer war nicht mehr allein in seiner Jauche. Lachend in all seiner Not warf er den dicken Katzenpapa wieder über den Rand der Grube hinaus.

Dem Kater war hundselend zumut. Er jagte in bemerkenswerter Eile dem Hoftor zu, um dem entsetzlichen Geruch zu entfliehen, der ihm so innig anhaftete. Fast wäre die gutgemeinte Lehre des Gockels fehlgegangen, wenn der rasende Mäusevertilger nicht den Schäferhund angerannt hätte. Der sprang entsetzt zur Seite. Die beiden waren Freunde; aber als Rolf von seinem weichpfotigen Genossen unzähliger Naschexpeditionen aufgefordert wurde, ihn abzulecken, war's aus mit dieser edlen Zuneigung. Entrüstet stolzierte er zurück in den Hof, und nach alter Spürhundeart gedachte er der Sache nachzugehen. Warum wohl war der alte Kater in die Grube gefallen?

Jungbauer Franzl bekam auf diese Weise die dritte rätselhafte Viehvisage zu Gesicht. Rolf starrte seinen Herrn stirnrunzelnd an, dann besann er sich seiner Pflicht und apportierte vor allem den Spazierstock, ein Geschenk der zukünftigen Eheliebsten.

Der wundervolle Stockgriff war nachher natürlich futsch, und Franzl schimpfte nun aus Leibeskräften. Diese Töne kamen dem Hengst wieder bekannt vor, und er näherte sich schuldbewußt. Als er aber bemerkte, daß der Herr Numero Sicher zu sein schien, wollte er sich schnobend wieder empfehlen. Er schleppte dabei das an dem Zugriemen befestigte Holz nach, das wiederum den Hund auf einen fabelhaften Gedanken brachte. Erst einmal bekam der Hengst einen Schnapper in die Nase, daß er nicht etwa selbst also tat, dann einige nadelspitze schnelle Bisse in die Vorderfesseln. Auf diese Weise wurde der ungetreue Hafervergaser rückwärts zur vielbesprochenen Grube gelenkt. Bis entweder das Zugholz oder das Pferd hinten drinnen war.

Es genügte das Zugholz, und auf einen sanften Ruf des Herrn zog der Gaul brav und sachverständig an.

Jungbauer Franzl lag schweratmend auf dem Hof und betete zum sauberen Himmel, daß er's auch bald sei. Dann wälzte er sich herum und musterte finster die treuherzig-besorgte Schar seiner Zuschauer. Den stolzen Dragonergockel, den schmerzzerrütteten Kater und dessen bestürzte Ehegattin, Rolf, der sich redlich bemühte, die zuckende Nase der Hand seines Herrn näherzubringen, und den grinsend auf ihn herabphilosophierenden Hengst.

Man sagte Franzl später nach, er hätte von dieser Geschichte einen Klaps weg. Oder sollte der Kerl mit seinen Viechern in einen Zirkus wollen, weil er sie wie Kameraden ansah?

 **Bunte Chronik** 

Schneewittchen, für Jugendliche verboten!

Die englische Filmzensur hat einen Beschluß gefaßt, der unter den englischen Kinobesuchern großes Kopfschütteln hervorgerufen hat. Der amerikanische Film „Schneewittchen und die sieben Zwerge", im Micky-Maus-Stil, unter der Direktion Walter Disney's gedreht, ist für Jugendliche ohne Begleitung Erwachsener nicht zugelassen. Ein Film nach einem Kindermärchen von Grimm für Jugendliche verboten, das können viele englische Mütter und Kinder nicht begreifen! Aber die Filmzensur weiß ihren Entscheid zu begründen. Sie sagt, daß auf der Leinwand sich mancherlei abspielt, was ein empfindliches Kindergemüt schädigen kann. Die Szenen, in der die böse Stiefmutter den Befehl gibt, Schneewittchen zu töten, die Augenblicke, in denen sich die Königin nach dem Fehlschlag des Mordes in eine Hexe verwandelt, dazu die grausige Flucht durch die mit wilden Tieren in den fürchterlichsten Gestalten belebten nächtlichen Wälder sind sämtlich geeignet, die Einbildungskraft und Phantasie kleiner Kinder zu erregen und in schädliche Bahnen zu lenken.

Die Geschichten der Brüder Grimm sind also danach zu grimmig. Wenigstens im Film!

 **Lustige Ecke** 

Gemeinheit.



„Bist du es, grüner Wolf, der meinen Wigwam über einem Brunnen angebracht hat?"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg